

Aus:

MAREN MÖHRING, ERHARD SCHÜTTPELZ,
MARTIN ZILLINGER (HG.)

Knappheit

Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 1/2011

September 2011, 148 Seiten, kart., 8,50 €, ISBN 978-3-8376-1715-3

In Zeiten, in denen unaufhörlich eine zunehmende Knappheit von Mitteln und Ressourcen beschworen wird, lohnt es, sich in Gegenrichtung zum Mahlstrom der Gegenwart zu bewegen. Wie schätzen wir die Entstehung und Befindlichkeit der Wohlstandsgesellschaften im großen historischen Bogen ein – und lassen sie sich auch anders relativieren als durch den Rekurs auf die Begrenzung ökologischer Ressourcen? Seit wann stehen Postulate der Maximierung knapper Ressourcen im Zentrum ökonomischer Theorien, und wann wurde es für Kulturtheorien Mode, vom symbolischen Überfluss auszugehen?

Diesen und anderen Themen widmet sich das Heft 1/2011 der ZfK, insbesondere durch einen Kontroversenteil zur Kulturgeschichte wirtschaftlicher Institutionen und Werte.

Maren Möhring (PD Dr.) ist Historikerin an der Universität zu Köln. **Erhard Schüttpelz** (Prof. Dr.) lehrt Medientheorie an der Universität Siegen. **Martin Zillinger** (Dr.) ist Ethnologe und forscht zurzeit in Brüssel.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/ts1715/ts1715.php

Inhalt

Und nicht zu knapp – Zur Einführung	7
<hr/> MAREN MÖHRING, ERHARD SCHÜTTPELZ, MARTIN ZILLINGER	
Innovationskulturanalyse in Kalifornien	19
<hr/> JÖRG POTTHAST	
Die Knappheiten der Vermögenden. Ökonomische Perspektiven auf den Familiennamen	35
<hr/> SIMONE DERIX	
Knappheit – Hemmnis oder Sprungbrett? Indische Entwicklungsstrategien zwischen Intervention und Eigensinn	45
<hr/> CORINNA R. UNGER	
Sparzwang und Vorsorge als Techniken der Menschenführung im tropischen Afrika, 1920-1975	55
<hr/> HUBERTUS BÜSCHEL	
Die Bauern, der Neid und die Logik knapper Güter. George M. Foster wiedergelesen	73
<hr/> NACIM GHANBARI	
Wohnen ohne Tisch und Stuhl – Leben die Kel Ewey Tuareg in einer Mangelgesellschaft?	81
<hr/> GERD SPITTLER	
Von der Konkretheit der Bedürfnisse: Fülle, Mangel und Diabetes bei den Ojibwe von Wisconsin	93
<hr/> CORA BENDER	
Das Ende der Werkseligkeit. Franz Baermann Steiners Deutung der deutschen Inflation	103
<hr/> ANTON DUFFESBACH	

DEBATTE: DAS KNAPPHEITSPARADIGMA UND DIE KULTURWISSENSCHAFTEN

Reden wir über Geld! Aber wie? Und wozu?

113

MONIKA DOMMANN

Repliken auf Monika Dommann und eine Gegenantwort

DIETER HALLER: Replik auf Monika Dommann *Reden wir über Geld! Aber wie? Und wozu?* 123 | VALENTIN GROEBNER: Wunschwirtschaft. Kommentar zu Monika Dommann 128 | DOMINIK SCHRAGE: Respondenz zum Beitrag von Monika Dommann *Reden wir über Geld! Aber wie? Und wozu?* 132 | CHRISTINE WEDER: Literatur und Ökonomie. Replik auf Monika Dommann 135 | MONIKA DOMMANN: Was ist die Wirtschaft? Und woran würde man sie erkennen? 138

Autorinnen und Autoren

144

Und nicht zu knapp – Zur Einführung

MAREN MÖHRING, ERHARD SCHÜTTPELZ, MARTIN ZILLINGER

1.

Wenn es um den modernen Begriff der »Knappheit« geht, verteilen sich die Erzählungen und Argumente meist zwischen einigen wenigen stabilen Annahmen und Gegenannahmen. Für die einen ist »Knappheit« nicht nur ein ökonomischer, sondern auch ein anthropologischer Grundbegriff. Es liegt in der Natur des Menschen, dass seine Bedürfnisse unbegrenzt sind und die Mittel ihrer Befriedigung entsprechend allesamt »knapp«. Aus dieser Konstellation ergibt sich nicht nur die Universalisierung des Begriffs der »Knappheit«, sondern auch die ökonomische Berechenbarkeit der Mittel zur Bedürfnisbefriedigung, und die Annahme, dass jede Wahl der geeigneten Mittel eine Reihe anderer Wahlmöglichkeiten aufruft und durch die vollzogene Wahl ausschließt. Seitdem diese Universalisierung und Anthropologisierung geschehen ist, wurden die Gegenversionen meist in Form einer Geschichte gekleidet, und oft auch einer welthistorischen: Am Anfang waren die Bedürfnisse begrenzt, aber reichlich zu stillen. Erst sehr viel später kamen die unbegrenzten Bedürfnisse, und alle Mittel zu ihrer Befriedigung wurden knapp und mussten entsprechend maximiert werden.

Die längste Zeit pendelte die Erfahrung der Menschheit zwischen saisonalem Mangel und saisonalem Überfluss. In Zeiten und Kulturen des Mangels nahm die Einschätzung zu, dass der einen Seite fehlte, was der anderen zugute kam; in Zeiten und Kulturen des Überflusses hingegen gab es reichlich zu verschenken, um noch mehr zurückzuerhalten. Aber waren das tatsächlich ganze Kulturen und Gesellschaften, in denen das Modell herrschte, dass dem einen fehlte, was der andere mehr erwarb, oder dass immer mehr zurückkommt, als man zu verschenken bereit ist? Oder waren das vor allem Modelle und Erzählungen, die an die Wirklichkeit der Verteilung angelegt wurden, und in jeder Kultur alternativ behandelt werden? War auch das euklidische Modell des maximierten Egoismus, zwischen unbegrenzten Bedürfnissen und ihren knappen Verwirklichungen, immer schon

ein Modell unter anderen? Wäre das eine Möglichkeit, eine andere, und zwar nicht euklidische Universalisierung aufzustellen, als sie in der Relation zwischen unbegrenzten Bedürfnissen und knappen Mitteln zum Axiom der Wirtschaftstheorie geworden ist?

Die Zeit scheint günstig, diese Fragen neu aufzugreifen und für die Kultur- und Sozialwissenschaften zu diskutieren. Im Zuge der globalen Finanzkrise, von der niemand weiß, welche mittel- und langfristigen Folgen sie noch zeitigen wird, sind auch in den Wirtschaftswissenschaften viele Gewissheiten der letzten dreißig Jahre erschüttert worden, zumindest was die Makro-Ökonomie betrifft. Niemand weiß, wie tief die Grundlagenkrise der Wirtschaftstheorie nach der nächsten Finanzkrise – wenn sie denn eintritt, und möge sie vermieden werden! – sein wird. Ebenso wenig abzuschätzen ist, welche Naturalisierungen der Wirtschaftstheorie dann auf dem Prüfstand stehen.

Auf die Kulturwissenschaften wartet daher eine ganze Menge Arbeit: Wir werden gut beobachten können, wie eine ganze Reihe von Naturalisierungen von ihren bisherigen Verfechtern als kulturelle und politische Konstrukte erkannt und leidenschaftlich debattiert werden. Wir bewegen uns momentan, schon durch die Verteilungskämpfe, die diese Entwicklungen begleiten und zum Teil auch ausgelöst haben – »Klassenkämpfe von oben«, nämlich von Seiten der weltweiten Finanz-Oligarchien, politische Verteilungskämpfe, nationalstaatliche Krisen, die Europäische Union auf dem Prüfstand – auf einen *Maelstrom* zu, in dem die Behauptung und Bekämpfung finanzieller »Knappheit« zum unaufhörlichen Tagesordnungspunkt geworden ist. Allerdings ergibt sich für die Kulturwissenschaften nicht nur die anspruchsvolle Möglichkeit, die bereits einsetzenden »Entnaturalisierungen« wirtschaftswissenschaftlicher (und finanzpolitischer) Konstrukte zu dokumentieren und zu interpretieren. Wie Marshall McLuhan in seinen frühen kulturkritischen Schriften betont hat, bleibt es die vordringliche Pflicht der Kulturwissenschaften, sich in Gegenrichtung zum *Maelstrom* der Gegenwart zu bewegen, um den historischen, exegetischen und kulturvergleichenden Spielraum zu erweitern, in dem die Deutung der Gegenwart stattfinden kann. Dieser Aufgabe ist das vorliegende Heft der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* gewidmet.

2.

Zur Eröffnung des Themas befragt der Techniksoziologe *Jörg Potthast* die populäre Debatte um eine überzeugende Standort-Analyse der erfolgreichsten Technologie-Standorte der hochentwickelten Welt. Wenn es nur ein weithin sichtbares Paradigma für eine solche Faktoren-Analyse gibt – nämlich Silicon Valley – und höchstens fünf bis sechs weniger beliebte Vergleichsfälle, gestaltet sich der Spielraum der entsprechenden Innovations-Soziologie als ein Kaleidoskop der Suche nach der richtigen Verknappung eines Überschusses an Erklärungen, die sich meist schon nach einfachen methodischen Nachfragen verflüchtigen. Eine strikte ökonomische Analyse scheint nahezuliegen, geht es doch um die Lokalisierung von Wirtschaftskraft und einer ebenso technischen wie organisatorischen

Innovationsfähigkeit. Wie Potthast ausführt, kann allerdings vermutlich nur eine Kulturanalyse von *skills* und ihre ethnographische Überprüfung helfen, den dichten Nebel zu verflüchtigen, der sich durch die Selbstbeweihräucherungen von »Clustereffekten« unter der Sonne Kaliforniens breitgemacht hat.

Dieser aufschlussreichen, (technik)soziologischen Analyse folgen mehrere historische Studien, die sich u.a. mit den anthropologischen Grundfragen des Heftes beschäftigen. Das Thema »Knappheit« ist in der Geschichtswissenschaft bisher vor allem im Zusammenhang mit Verteilungskämpfen um Ressourcen behandelt worden. Auch der nächste Historikertag in Mainz im September 2012 wird sich dem Thema »Ressourcen – Konflikte« widmen und nach den unterschiedlichen Strategien im Umgang mit knappen oder asymmetrisch verteilten Gütern fragen. Knappheit und Mangel wie auch Überfluss haben in den letzten Jahren vor allem die konsumhistorische Forschung beschäftigt. Die in historischen Studien vielfach vorgenommene Gegenüberstellung von Lebensnotwendigem (respektive den Grundbedürfnissen) und Überflüssigem (bzw. den »Luxusbedürfnissen«) hat eine kulturwissenschaftliche Problematisierung der Konzepte von Knappheit, Mangel und Überfluss – wie auch eine grundlegende Historisierung der Bedürfniskategorie – nicht erleichtert. Die Knappheit von Gütern und Ressourcen wird, wenn sie auch nicht einfach vorausgesetzt wird, so doch oft nicht eigens thematisiert oder über die Darstellung unterschiedlicher Verknappungsstrategien in ihrer historischen Genese aufgezeigt.

Die beiden ersten historischen Beiträge in diesem Band hingegen problematisieren Knappheit sowohl über eine Auseinandersetzung mit verschiedenen soziologischen Theorien als auch in der empirischen Analyse. *Corinna Unger* versteht Knappheit mit Luhmann als »*Kontingenzformel* für einen bestimmten Bereich gesellschaftlicher Kommunikation« und rückt damit die soziale Wahrnehmung von Beschränkungen und deren Regulierung ins Zentrum der Betrachtung. Am Beispiel der indischen Entwicklungsstrategien Mitte des 20. Jahrhunderts stellt die Autorin heraus, dass Knappheit als die Wirklichkeit konstituierende Matrix sozialen Handelns fungierte und auf die Knappheitsperzeption mit Wachstum fördernden Maßnahmen reagiert wurde. Während die Annahme einer grundlegenden *scarcity* die entwicklungspolitischen Entscheidungen als unausweichlich erscheinen ließ und sie so legitimierte, kann Unger für die Mikroebene zeigen, dass es durchaus alternative Handlungsoptionen gegeben hätte, und stellt damit deterministische Varianten der Modernisierungstheorie in Frage.

Simone Derix' Text über *Die Knappheiten der Vermögenden* macht Knappheit als heuristische Perspektive für die geschichtswissenschaftliche Analyse fruchtbar, und zwar am Beispiel der Geschichte der Familie Thyssen im 20. Jahrhundert. Die Autorin untersucht zum einen die Wahrnehmungen von Knappheit seitens der Familienmitglieder und kann auf diese Weise die Relativität der Begriffe »Knappheit« und »Reichtum« aufzeigen. Zum anderen zeichnet sie die von den Thyssens angewendeten Strategien der Verknappung nach, die sich nicht nur auf finanzielles Kapital, sondern auch auf andere Kapitalformen wie den Familiennamen bezogen. Durch die Analyse der Auseinandersetzungen über die Nutzungsrechte des Namens gerät nicht nur die Familie als zentrale Arena für

Konflikte und Verteilungskämpfe in den Blick; auch die soziale Konstruktion von Knappheit (und Knappheitsknappheit) wird empirisch greifbar. Indem Derrix die Bedeutung von Ressourcentransfer und Ressourcenverweigerung für familiäre Beziehungen aufzeigt, weist sie auf die engen Verflechtungen von sozialem Miteinander und Ökonomie(n) hin, die sich adäquat nur durch eine Verschränkung wirtschafts-, sozial- und kulturhistorischer Ansätze erfassen lassen. Eine »Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte« (Berghoff/Vogel 2004) steckt jedoch noch in ihren Anfängen. »Kultur« wird in der Wirtschaftsgeschichte noch zu oft als nachgelagertes Feld betrachtet, während sich die kulturhistorische Forschung bisher nur selten mit ökonomischen Prozessen auseinandergesetzt hat. Diesem Spannungsverhältnis zwischen den Gesellschaftsbereichen »Wirtschaft« und »Kultur« sowie zwischen den Wirtschaftswissenschaften (bzw. der Wirtschaftstheorie) und den Kulturwissenschaften ist auch die Debatte im Forum *Das Knappheitsparadigma und die Kulturwissenschaften* gewidmet, die das Phänomen »Knappheit« aus ethno- und soziologischer, geschichts- und literaturwissenschaftlicher Perspektive beleuchtet.

Die Historikerin *Monika Dommann* skizziert in ihrem Diskussionsbeitrag *Reden wir über Geld!* die Entwicklung des Knappheitsparadigmas in der ökonomischen Theorie, befragt das Ausgreifen dieser Art des ökonomischen Denkens auf andere Gesellschaftsbereiche und fordert eine Historisierung sowohl der Knappheitstheorien als auch ihrer Expansion in andere Wissensfelder. Sie schlägt vor, Knappheit – analog der Kritik der Objektivität in der Wissenschaftsgeschichte – umfassend zu problematisieren, zudem unterschiedliche Wertkategorien in den Blick zu nehmen und die historischen Kontexte der Entstehung des Knappheitsparadigmas aufzuarbeiten. Für die Geschichtswissenschaften konstatiert sie, dass Ökonomie bisher meist als *Explanans*, kaum aber als *Explanandum* betrachtet worden sei. Während makroökonomische Modelle geschichtswissenschaftliche Narrative vielfach grundlegend strukturierten, stellt die Autorin eine »Absenz des Ökonomischen« in der kulturhistorischen und kulturwissenschaftlichen Analyse fest. Diese Auslassung könne, so Dommann, auf die Sehnsucht nach einer von wirtschaftlichen Erwägungen freien Kultursphäre hindeuten – und lädt somit zu einer Selbstreflexion der eigenen (kultur)wissenschaftlichen Praxis ein.

Der Ethnologe *Dieter Haller* nimmt Dommanns Forderung nach einer Historisierung des Knappheitsdenkens auf, indem er sich zum einen dem kulturellen Umfeld, in dem sich das Knappheitsparadigma in den Wirtschaftswissenschaften durchsetzen konnte, i.e. den Vereinigten Staaten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aus ethnologischer Sicht nähert. Haller betont dabei spezifisch angelsächsische, insbesondere US-amerikanische Wertvorstellungen, die er in der Wahlfreiheit respektive der permanenten Aufforderung zur Wahl und ihrer Kopplung mit dem Wettbewerbsgedanken ausmacht. Zum anderen fragt er im Sinne des Glokalisierungsansatzes nach den lokalen Adaptionen des Knappheitsparadigmas in verschiedenen kulturellen Kontexten und betont die Notwendigkeit, zu beobachtende Ökonomisierungsprozesse auf ihre Kulturspezifität hin zu befragen.

Die von Haller überdies herausgestellte Bedrohung der eigenen wissenschaftlichen Praxis durch ökonomischen Wettbewerb (und die Verknappung der Zeit) nimmt der Historiker *Valentin Groebner* – anders perspektiviert – wieder auf: Groebner richtet seinen Blick auf die (kultur-)wissenschaftlichen Institutionen selbst und betrachtet sie als »ziemlich effiziente Verknappungsagenturen«. Die Reglementierung des Zugangs zum Wissenschaftsbereich sowie die Generierung bestimmter Themen und Methoden hätten nicht zuletzt den Zweck, an den knappen finanziellen Ressourcen der Wissenschaftsförderung zu partizipieren – was wiederum die Voraussetzung dafür sei, überhaupt als Wissenschaft figurieren zu können. In diesem Sinne liest Groebner das weitgehende Ausblenden ökonomischer Prozesse in den Kulturwissenschaften als »produktives Verkennen der eigenen Position«.

Der Soziologe *Dominik Schrage* nähert sich Dommanns Überlegungen, indem er ihr Vorhaben zunächst (mit Foucault) als Archäologie und Genealogie des ökonomischen Knappheitsparadigmas reformuliert und im Anschluss Vorschläge für eine soziologische Schärfung des Vorhabens vorstellt. Unerlässlich ist seiner Ansicht nach vor allem eine deutlichere Scheidung der (beiden) Untersuchungsgegenstände, i.e. Wirtschaftswissenschaft (*economics*) und Wirtschaft (*economy*), die beide kulturwissenschaftlich zu analysieren seien. Gerade aufgrund der Verschränkung von Wirtschaft und Wirtschaftstheorie sei eine heuristische Trennung notwendig, die es allererst ermögliche, einerseits ökonomische Praktiken jenseits des vorherrschenden Knappheitstheoretischen Verständnisses zu beobachten und andererseits die gesellschaftlichen Effekte und Funktionen Knappheitstheoretischer Modelle zu erfassen, die ökonomische Sachverhalte ja nicht nur »erklärten«, sondern mit konstituierten.

Die Literaturwissenschaftlerin *Christine Weder* wendet sich den Verstrickungen von Literatur und Ökonomie zu und betont das Eingelassensein der Literatur in Tauschverhältnisse und ihre Funktion innerhalb der Ökonomie – und zwar gerade aufgrund ihrer vermeintlichen Abstinenz vom Ökonomischen. Dabei geht es ihr um die Wechselseitigkeit des Verhältnisses, das nicht nur durch ökonomisches Kalkül in der Literatur und Rhetorik, sondern auch die Omnipräsenz von Metaphern, Narrationen und Imaginationen in der Welt der Ökonomie charakterisiert sei. Weder plädiert insbesondere gegen einen Reduktionismus, der ökonomische Theorien als universelle Erklärungsmuster installiert. So sei das Konzept der Knappheit nicht an sich ein ökonomisches – und biete sich gerade deshalb als Scharnier an, um verschiedene Wissensgebiete und Disziplinen miteinander ins Gespräch zu bringen.

3.

In der Sozial- und Kulturanthropologie wurde Knappheit als ökonomische und anthropologische Grundannahme heftig diskutiert. Diese als Formalismus vs. Substantivismus bekannte Debatte führte zu keinem Ergebnis und ist so heftig wie sie geführt wurde, sang- und klanglos verebbt. In zentralen Beiträgen zur

Wirtschaftsethnologie hat es sich durchgesetzt, die Position der Formalisten anzuerkennen, Knappheit als gültige Grundbedingung menschlichen Handelns zu definieren und die Aufgabe empirischer Sozial- und Kulturforschung darin zu sehen, die kulturellen Variationen und Bedingungen eines rationalen Handlungskalküls herauszuarbeiten (vgl. Plattner 1989, Rössler 2005). Die kulturwissenschaftliche Erforschung von Ökonomie als eine Erforschung ihrer kulturellen ›Kontexte‹ zu verstehen, war nicht zuletzt eine Gegenreaktion auf ›kulturalisierende‹ Analysen wirtschaftlichen Handelns. Wie *Hubertus Büschel* in diesem Heft beschreibt, dienten kulturalisierende Beschreibungen nicht-westlicher Ökonomien dazu, den kulturell Anderen als irrationales oder zu wirtschaftlichem Handeln unfähiges Wesen darzustellen und entsprechend zu einem Regime der Sparsamkeit disziplinieren zu müssen. Mit dem Aufweis von Knappheitsknappheit in den ökonomischen Strategien von Afrikanern sollte die Unterlegenheit kulturell spezifischen Wirtschaftens gegenüber einer rationalen Wirtschaftskultur des Westens aufgezeigt werden. Sparsamkeit wurde mit Hilfe kolonialen Expertenwissens zu einem normativen Modell von Knappheit, das die kolonialen und postkolonialen Eliten als Kulturtechnik zur Machtausübung und Menschenführung in Afrika nutzten. Wie dominant und dominierend sich diese Diskurse gegenwärtig in der NGO-ifizierung globaler Ressourcenverwaltung fortschreiben, zeigen Strategien des Umweltmanagements in Afrika und anderen sog. Dritt-Welt-Gebieten. Während zur Regulierung (und Stabilisierung) global operierender Unternehmen Zugangsregimes zu natürlichen Ressourcen wie Waldgebieten eingerichtet werden, entzieht diese Verknappung Jäger- und Sammler Gruppen ihre Wirtschaftsgrundlage, die auf der Annahme und Teilung natürlichen Überflusses beruht. Eine Reihe kritischer Ethnologen versuchen deswegen erneut, indigenes Wissen über Überflussmanagement gegen die Knappheitsregimes des Neo-Liberalismus in Stellung zu bringen, wie eine kürzlich erschienene Ausgabe von »Radical Anthropology« dokumentiert (vgl. Lewis 2008).

Als Gegenmodell zu den »affluent societies« vormoderner Prägung diene in der Geschichte der Ethnologie die bäuerliche Gesellschaft. Ihre sorgenvollen und neiderfüllten Mitglieder wurden gleichsam spiegelbildlich zu vorgeblich sorgenfreien Afrikanern entworfen und als rückständig klassifiziert – nicht wegen Knappheitsknappheit, sondern wegen fehlender Risikobereitschaft und unternehmerischer Energie angesichts von »zu viel Knappheit« bzw. des falschen Umgangs mit »Knappheit«. *Nacim Ghanbari* zeichnet in ihrem Beitrag die Grundannahmen George Fosters nach, die er in seinem berühmten Aufsatz »Peasant society and the image of limited good« ausarbeitete (Foster 1965). Foster versuchte ein Kultur-Modell zu entwickeln, das bei aller Rückständigkeit aus nationalökonomischer Perspektive den Existenzbedingungen bäuerlicher Lebens- und Wirtschaftsformen Rechnung tragen sollte. Ist wahrer Reichtum in diesem Modell immer nur als knappes Gut denkbar, kann er in den »abgeschlossenen« bäuerlichen Gruppen nur auf Kosten anderer vermehrt werden. Legitim ist in den missgünstigen nachbarschaftlichen Kontexten nur Reichtum, der von außen kommt oder einem zufällt, etwa durch Lotterie oder das Auffinden eines Schatzes. Wie Ghanbari zeigt, hat Foster in der Folgediskussion seiner Thesen einige

Handlungsinitiativen und -rechtfertigungen, die er bei den Bauern Mittelamerikas gefunden hat, auf andere Kontexte übertragen wollen, in denen subjektives Fortkommen erschwert wird. Studien zur Funktion von Lotterien in nicht industrialisierten Gesellschaften, durch die Ressourcenallokation temporär ermöglicht wird (vgl. Davis 1977: 18) oder unter Bedingungen materiell fragiler Lebensformen bei Migranten in Deutschland (Schmitz 1991) eröffnen den Blick auf Gegenentwürfe und komplementäre Strukturen in einer globalisierten Ökonomie. Während eine erneute Lektüre Fosters in theoretischer Hinsicht fruchtbar bleibt, wie Ghanbari auch für den *topos* »Neid« herausstellt, zeigen die Arbeiten seines Zeitgenossen Eric Wolf, dass seine ethnographischen Ergebnisse problematisch sind. So hat Foster die Einbindung der bäuerlichen Gesellschaften in translokale und transnationale Zusammenhänge unberücksichtigt gelassen. Doch auch »closed corporate communities«, die sich durch Grenzziehungen zur weiteren Gesellschaft und Redistributionserwartungen unter ihren Mitgliedern auszeichnen, haben sich nach Wolf in historischen Konstellationen herausgebildet, in denen Landbesitzer Bauern als Lohnarbeiter angestellt und zugleich ihren Zugang zu Land reguliert, nämlich verknappt haben (Wolf 1957).

Weit gespannte, politische Ökonomien und Machtstrukturen bestimmen also ökonomische Handlungsräume vor Ort. Häufig sind es Eliten, die an Schnittstellen und Passage-Punkten transnationaler Verflechtungen lokale Wertevorstellungen und internationale Marktmechanismen remodulieren (vgl. Dettmar 1999). Ethnologische Studien zu diesen Prozessen zeigen, dass sich Menschen bei der Verfolgung wirtschaftlicher Ziele sehr unterschiedlich verhalten und nicht allein durch individuelle Nutzenmaximierung bei gleichzeitiger Kostenminimierung in ihren Handlungen geleitet werden. Tatsächlich kann die Fokussierung auf einen individuellen, nach rationalem Kalkül handelnden Akteur nicht erklären, warum bestimmte Dinge und Sachverhalte der Kosten-Nutzen Analyse (warum fährt jemand 200 km über das Meer, um eine Muschel zu tauschen?) und dem wirtschaftlichen Kreislauf entzogen werden (wie beispielweise Vieh bei bestimmten Hirtengesellschaften in Kontexten von Arbeitsmigration und Geldwirtschaft), oder welche Faktoren Prozesse der Wertfestsetzung und Wertsteigerung bestimmen (vgl. Ferguson 1988). Die Annahme eines axiomatischen Profitstrebens unterschiedlicher Art, durch das auch Verlustgeschäfte als soziale Nutzenmaximierung bewertet werden können, unterstellt den Akteuren verdeckte und »eigentliche« Motive, die durch ihre ökonomische Analyse freigelegt werden. Und darüber hinaus wird auf diese Weise »neo-klassischer Science-Fiction« (Davis) aus dem 19. Jahrhundert – also der Überlegung, wie Menschen unter den denkbar widrigsten Umständen kooperieren würden – zum Status eines präskriptiven Modells wirtschaftlichen Handelns verholfen: »Unfortunately many economists and state's men have come to believe that ancestral nightmare is a true description of our intentions and actions; and they try to mould the world accordingly« (Davis 1992: 21). Gerade weil das Knappheitsparadigma der ökonomischen Theorie formative Kraft entwickelt, erscheint ein Verständnis ökonomischen Handelns als »kulturell geprägtes und kulturell prägendes Handeln« (Ferguson) notwendig, so wie es in frühen Studien zu »Sozialen Gesamttatsachen« (Mauss 1978) und im

holistischen Anspruch der Sozialanthropologie bereits angelegt war (vgl. Malinowskis Analyse des Kula-Rings in Malinowski 1979).

Gerd Spittler beschreibt in seinem Aufsatz eine Gesellschaft, die sich in elementaren Bereichen der Versorgung und Handlung einer neo-liberalen, d.h. entgrenzenden Formatierung ihrer Bedürfnisse entzieht. Die Kel Ewey Tuareg verfügen über einen Bruchteil der Gegenstände, die sich in deutschen Haushalten finden lassen, ohne deswegen ärmer zu sein. Zum einen liegt dies daran, dass sie Reichtum (an Vieh) von Überfluss (an Dingen) unterscheiden und diesem vorordnen. Einfache Bedürfnisse sind nach Spittler etwas anderes als begrenzte Bedürfnisse geschichteter Bauerngesellschaften. So zeigt er auf der anderen Seite, dass bei den Tuareg der Nutzwert eines Gegenstands mit seinem Gebrauch (und ggf. Verschleiß) steigt, so dass eine augenscheinlich ärmliche Ausstattung mit alten und abgenutzten Dingen als ideale, weil bewährte Ausstattung gelten kann, so wie das einfache Mahl als vollkommenes Mahl gilt, weil es alle Bedürfnisse befriedigen kann. Dinge und Mittel werden durch die Kontexte ihrer Verwendung bewertet und nicht aufgrund ihrer Knappheit oder der Möglichkeit zur Verknappung. Spittler verdeutlicht dies anhand der »sozialen Lebensgeschichte« (Appadurai 1986) eines Mörsers und zeichnet den Kauf, die Verwendung und Umwidmung des Gegenstands nach.

Auch in den Zentren und Motoren der neo-liberalen Marktwirtschaft, den *shopping malls*, ist das Konsumverhalten weder allein durch hedonistische Verschwendung noch durch nüchterne Kosten-Nutzen Kalkulation bestimmt – es dient der Generierung und dem Ausdruck von Werten in einer moralischen Ökonomie der Selbstverortung. Daniel Miller hat in seiner Ethnographie eines Einkaufszentrums in Nord-London die Stadien eines alltäglichen Einkaufs herausgearbeitet und – in Anlehnung an die klassische Studie von Hubert und Mauss (Hubert/Mauss 1964) – mit den Stadien einer Opferhandlung verglichen (Miller 1998). Beide durchlaufen (i) ein phantasmatisches Erleben exzessiver Verschwendung, (ii) das in ein Erleben von Erhalten/Sparen übersetzt wird und (iii) in einer Umverteilung gipfelt. Interessant für die Diskussion von Knappheit ist seine Feststellung, dass Konsum über die Erfahrung von Sparsamkeit zu einer Erfahrung wird, Teil einer größeren, sozialen Einheit zu sein – eines Haushalts. Sparsamkeit ist dabei nicht Mittel zum Zweck, beispielsweise um größere Investitionen zu tätigen oder einen maximalen Mehrwert zu erzielen, sondern wird zum Selbstzweck des Wirtschaftens (und übersetzt sich in der Jagd nach Sparmöglichkeiten in eine Steigerung von Konsum). Miller kann zeigen, dass in der Kosmologie westlicher Gesellschaften »haushalten« der Prozess ist, durch den Individuen ihre soziale Identität erlangen, und zwar durch »Sparsamkeit«. Ein Haushalt ist keine primordiale Kategorie, sondern ein Prozess, durch den räumliche Nähe und häusliche Verwandtschaft (*domestic kinship*) in der Arbeiter- und Mittelklasse ausgehandelt wurde und wird. Wie Miller zeigen kann, geht es bei dem Ideal der Sparsamkeit weniger um eine funktionale, denn um eine moralische Strategie, sich von der »moralisch degenerierten Oberschicht« oder der »verschwenderischen und ökonomisch unfähigen Unterschicht« abzugrenzen (vgl. Miller 1998: 132ff). In dieser Hinsicht bewegt sich das Einkaufen in den reichen

Ländern, was die überwältigende Mehrheit seiner Bevölkerung angeht, weiterhin in einer Kontinuität mit der »Revolution des Gewerbefleißes«, die von Kultur- und Wirtschaftshistorikern als Voraussetzung der späteren Industrialisierung diskutiert wird (de Vries 2008). Es ist bezeichnend, dass in den neo-liberalen Gesellschaften Europas und Nordamerikas soziale Identität und Hausgemeinschaft durch Konsum konstituiert wird – mit weitreichenden Folgen für die politische Ökonomie der Globalisierung, wie wir an dem historischen Beitrag Büschels über Techniken zur Menschenführung gesehen haben. Wenn die Sparsamkeit des Konsumenten zum Herzstück einer globalen, ökonomischen Ideologie wird, so Miller, hat dies darüber hinaus desaströse Konsequenzen für die Produzenten in den sogenannten Entwicklungsländern: Die moralische Selbstvergewisserung der Konsumierenden in Strategien des Sparens legitimiert das sich fortsetzende Elend der Produzierenden (Miller 1998: 136).

Cora Bender problematisiert dieses Verständnis von Subjektconstitution durch Konsumverhalten, indem sie fragt, wann ein Akteur zum Agenten seiner Bedürfnisse wird. Den Ojibwe-Indianern auf einer Reservation im Nordwesten der USA wird unterstellt, dass ihre Bedürfnisse »ein falsches Format« haben und sie dadurch konstant bedürftig bleiben. Für die amerikanische Mehrheitsgesellschaft und den europäischen Besucher bestätigen Reservationen auf den ersten Blick leicht die Annahme einer pauperisierten und so ungeheuer wie bodenlos bedürftigen Jäger- und Sammler-Gesellschaft, unfähig mit den zur Verfügung stehenden Mitteln hauszuhalten und durch Verschwendung und Maßlosigkeit offensichtlich »degeneriert« und durch Krankheit gezeichnet. Diesem Bild stellt *Bender* autobiographische Definitionen von Überfluss und Mangelsituationen gegenüber, die sich im Bild eines Eisenkessels verdichten. Dieser Kessel ist in der lokalen Mythologie Symbol der Fülle und des Maßhaltens – und zugleich Relikt einer Lieferung, mit der die US-Regierung die indigene Bevölkerung für den Verlust ihres Landes entschädigte. In ihren Forschungen zu indigener Diabetes wird deutlich, dass sich an Diabetes erkrankte Menschen als Opfer ihrer Bedürfnisse erleben. Bei der Beratung von Diabetikern durch zumeist nicht indigene Gesundheitsfachleute soll Hilfe angeboten werden, einen subjektiv »richtigen« Konsum zu wählen. Während die Ideologie der Wahlmöglichkeit im Warenkapitalismus der westlichen Welt suggeriert, dass die Konsumenten Agenten ihrer Bedürfnisse sind (was, wie Millers Ausführungen zeigen, bei jedem Supermarkt-Besuch ad absurdum geführt wird, wenn der Käufer inmitten unübersehbarer Warenmengen mit dem Gefühl fehlender Wahlmöglichkeit kämpft), spiegelt die Hilflosigkeit indigener Klienten den Blick von Außen auf ihre scheinbar unregulierbare »Kultur der Armut«, und die meisten Beratungen bleiben fruchtlos. Wie der Kessel ist die Diabetesberatung Teil des Tauschguts, das die indigene Kommunität von der Siedlergesellschaft zum Selbsterhalt zugewiesen bekommt. So wie der Kessel zum Symbol der Fülle und des Maßhaltens in den Tauschbeziehungen und Netzwerken gemeinsamer Versorgung wird, so wird die Hilfesuchende nur dann zum Akteur ihrer Bedürfnisse, wenn die Gesundheitsberatung Teil der identitätsstiftenden Tauschnetzwerke des Reservatlebens wird. Die Linderung von Mangelerscheinungen kann in die Partizipation eines Gabentauschs

umschlagen, sobald sie sich von der Zielscheibe einer individuell gewählten, knappen Ressource gelöst hat. Zwischen Silicon Valley und der Ojibwe-Reservation ist mehr als eine Welt zu beobachten, die knappe Ressourcen im Überfluss erwartet, und Überfluss im Mangel.

Literatur

- Appadurai, Arjun (1986): *The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Berghoff, Hartmut/Vogel, Jakob (Hg.) (2004): *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a.M./New York, NY: Campus.
- Davis, John (1977): *People of the Mediterranean. An essay in comparative social anthropology*, London: Routledge.
- Davis, John (1992): *Exchange*, Buckingham: Open University Press.
- Dettmar, Erika (1999): »Religiöse Grundlagen moderner Wirtschaftskulturen«. In: *Ein Ethos für eine Welt? Globalisierung als ethische Herausforderung*, hg. v. Karl-Josef Kuschel/Alessandro Pinzani/Martin Zillinger, Frankfurt a.M.: Campus, 277-293.
- De Vries, Jan (2008): *The Industrious Revolution. Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Ferguson, James (1988): »Cultural Exchange: New Developments in the Anthropology of Commodities«. In: *Cultural Anthropology*, Vol. 3, No. 4, 488-513.
- Foster, George (1965): »Peasant Society and the Image of Limited Good«. In: *American Anthropologist* 67, 293-314.
- Hubert, Henri/Mauss, Marcel (1964): *Sacrifice: its nature and its functions* [1898], Chicago: Chicago University Press.
- Lewis, Jerome (2008): »Managing abundance, not chasing scarcity: the real challenge for the 21st century«. In: *Radical Anthropology*, No 2, 11-18.
- Malinowski, Bronislaw (1979): *Argonauten des westlichen Pazifiks* [1922], Frankfurt a.M.: Syndikat
- Mauss, Marcel (1978): »Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften« [1923/24]. In: *Soziologie und Anthropologie* Bd. 2, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Miller, Daniel (1998): *A Theory of Shopping*, Cambridge: Polity Press.
- Plattner, Stuart (Hg.) (1989): *Economic Anthropology*, Stanford: Stanford University Press.
- Rössler, Martin (2005): *Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung*, 2. überarb. Auflage, Berlin: Reimer.
- Schmitz, Lieselotte (1991): *Kumar. Patronage und Klientel in der türkischen Glücksspielszene einer westdeutschen Großstadt*, Köln: Universitätsdissertation.

Verne, Marcus (2007): *Der Mangel an Mitteln. Konsum, Kultur und Knappheit in einem Hausdorf in Niger*, Berlin: Lit

Wolf, Eric (1957): »Closed Corporate Peasant Communities in Mesoamerica and Central Java«. In: *Southwestern Journal of Anthropology* 13, 1-18.